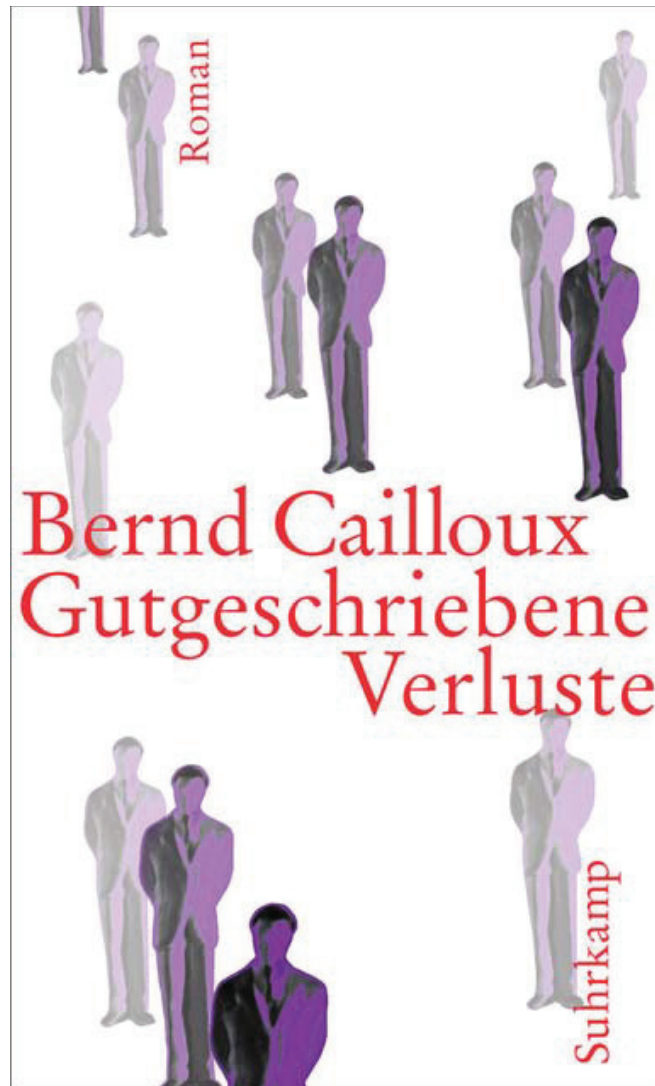


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Cailloux, Bernd
Gutgeschriebene Verluste

Roman

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-42279-3

Bernd Cailloux
Gutgeschriebene Verluste

Roman mémoire

Suhrkamp Verlag

Der Autor dankt dem Deutschen Literaturfonds
und dem Land Berlin.

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42279-3

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Es war nur dieser eine Satz, eine das Lokal unserer Verabredung abwertende Bemerkung, so schwerwiegend wie beiläufig von ihm als Feststellung seiner Freundin lediglich weitergegeben – sie wußte aus Erzählungen, wo wir uns seit Jahren mit gewisser Regelmäßigkeit trafen: »Dieses Café ist das Café der Übriggebliebenen.« Bei einem kürzlichen Zufallsbesuch hätte sie das zweifelsfrei erkannt – und bei der Gelegenheit die identifikatorische Fangfrage ›Wo gehst du noch hin, wenn du ausgehst?‹ für meinen Fall gleich mit beantwortet: Ja, deinen alten Freund, den sieht man dort öfter, der verkehrt in diesem Café der Übriggebliebenen. Eine doch etwas peinliche Einschätzung, die ich erst mal schweigend durchbuchstabieren mußte. Ein Übriggebliebener – aber wonach, wovon, wobei? Beim Kehraus einer großen Party? Nach einer Damenwahl oder dem Mauerfall? Nach einer kleinen Revolution? Der Verteilung der besseren Tribünenplätze? Oder hatte sie einen schwer vermittelbaren Rest Menschen gesehen, unbrauchbar, untätig, übrig eben und wieder zu haben? Wenn Thomas Leisers Lebensgefährtin mit ihrer Feststellung richtig läge, säße mit mir nahezu täglich ein Übriggebliebener in diesem Café – kein schönes Gefühl, aber, aufs Ganze gesehen, auch kein völlig unbekanntes. Durchaus denkbar, daß die von ihr gefundene, halbwegs originelle Formulierung ihn vor allem im beziehungs-symmetrischen Sinn befriedigte: Also bitte, was die Fähigkeit angeht, sich zutreffend und scharf auszudrücken, kann meine Freundin ohne weiteres mithalten. Genau dies hatte ich bei früherer Gelegenheit mit der einen oder anderen Anspie-

lung angezweifelt, so daß er vermuten konnte, ich würde seine Freundin intellektuell nur bedingt für die passende Partnerin halten.

Im Grunde hätte ich diesen provozierenden Caféhaussatz sofort als abwegig zurückweisen müssen – aber meine Schlagfertigkeit ließ in solchen Gesprächen neuerdings öfter auf sich warten. Außerdem kannten wir beide uns so gut, daß ich genau wußte, wie Leiser die offenbar von ihm geteilte Einschätzung verstanden haben wollte. Vorwurfsvoll natürlich, als ein ansonsten schweigend übergangenes Thema, auch wegen seines Unverständnisses dafür, daß ich noch immer die – vornehm ausgedrückt – gastronomische Option nutzte, noch immer die nomadenhafte Häuslichkeit dem geordneten Leben in den heimischen vier Wänden vorzog. Fand er nicht gut, fand er gar nicht gut. Er hielt die notorische Kneipengängerei für eine überkommene Gewohnheit, sinnlos, ja gar ausreichend für den Anfangsverdacht von moralischer Verwahrlosung – selbst wenn die Besuche einem trockenen Zeitungscafé galten.

Das Café Fler als Ort der Übriggebliebenen – eine Fehleinschätzung, im Trüben gefischt, hatte ich nur kurz widersprochen, »mit schönem Gruß« an seine Freundin zu Haus.

Dieses Café lag in einem einst bewegten, heute gastronomisch verkümmerten Viertel, ein unverändert belassenes Szenecafé im nüchtern hellen New-Wave-Stil der frühen achtziger Jahre, von japanischen Reiseführern als besuchenswertes Weltkulturerbe empfohlen. Seit einer Weile schon litt es unter neuen konkurrierenden Formen – wie der Doppelstrategie kleiner, sich vermehrender Geschäfte in der Nachbarschaft, die neben feinen Schokoladen, griechischer Feinkost oder tausend Teesorten auch ein Sitz-Eckchen mit zwei,

drei Tischen und entsprechendem Caféhaus-Service anboten. Selbst am Spätnachmittag herrschte wenig Betrieb, so daß jeder der nach und nach eintretenden Stammgäste seinen kleinen, auch von uns beachteten Auftritt hatte. Drei, bald vier Männer in den Vierzigern oder bereits Fünzigern nahmen jeweils allein an einem Einzeltisch Platz und begannen ihr rituelles Abend-Solo, unbemuttert und ohne den letzten Schliff im Auftreten – die Art ihres Alleinseins wirkte auf ebenfalls anwesende Melancholiegefährdete höchstwahrscheinlich melancholisierend. Gemeinsam mit den Späterkommenden würden sie in diesem Raum über Stunden nebeneinanderher lesend sitzenbleiben und sich mit Zeitungen, Zeitschriften oder Büchern auf einen nur durch geistige Getränke erleichterten Lektüremarathon begeben. Männer mit Drang in die Einsamkeit, die sich für ganze Abende sonstigen sozialen Zusammenhängen entzogen, die sich möglicherweise hier aufhielten, um Schlimmerem anderswo zu entkommen. Unter ihnen zu sein, schloß eine gewisse Ansteckungsgefahr ein und warf Fragen nach dem Motiv jedes einzelnen, den Gründen seines Verhaltens auf, die unbeantwortet blieben. Ich hatte nichts gegen diese Männer, ich kannte sie kaum – wir teilten einen Raum, oberflächlich betrachtet, mehr nicht. Keiner von ihnen konnte mich nur annähernd so beeindruckten wie Leiser. Sein erstes Buch hatte er mir vor zwanzig Jahren vor die Füße geworfen: So mein Freund, sagte er keß – jetzt hab ich eine Rippe mehr.

Mein Leben sollte damals wie auch in der Folgezeit ohne eine anatomisch vergleichbare Stärkung verlaufen. Ebensowenig war es mir seither gelungen, einen häuslichen oder familiären Lebensstil hinzubekommen. Leiser wußte das alles, kannte meine über Jahrzehnte ambulante Form der Existenz. Wenn also jemand die auch andernorts mögliche Assoziation

von einem Café der Übriggebliebenen hervorgerufen haben mochte, dann konnte es eigentlich bloß ich gewesen sein – schließlich kannten er und seine Freundin von den hier Anwesenden nur mich. Und ich war veranlagungsgemäß jederzeit bereit, dunklere Charakterisierungen zuzulassen: nirgendwo hingelangt, nirgendwo dabei, ein Niemandsmann, eingedreht in eine eschersche Selbstbeziehungsspirale ohne Anfang oder Ende, festgesessen in immergleichen Cafés, die immergleichen alten Stories mit den immergleichen rebellischen Zuspitzungen auf der Zunge, mehr oder weniger erledigt, übriggeblieben eben, tja, ein Mangel an Ernsthaftigkeit, an Dynamik, an Veränderungsbereitschaft, tja, an Ideen letztendlich, versteht sich.

Der Wirt hier gibt mir Rabatt, hatte ich gesagt, ich zahl nur die Hälfte.

Du könntest jeden Morgen eine Stunde früher aufstehen, sagte Leiser.

Verzichten aufs lächerliche Feierabendbierchen, klar. Aber das Bier, sagte einer, der's wissen mußte, unser Bier, das sind die Mütter – wir kehren immer zu ihnen zurück.

Eine merkwürdige Analogie, sagte er.

Hab ich irgendwo gelesen, ein Zitat aus deinen lyrischen Gefilden ... Gottfried Benn ... saß nur zwei Straßen weiter jeden Abend beim »Würzburger Pils«.

Trotzdem Blödsinn.

Schuldgefühle hab ich auch so schon mehr als genug.

Was sagten wir in früheren Jahren so schön defätistisch über unseren allabendlichen Kneipengang? Einsamkeit als Gruppenerlebnis. Und das zu Zeiten, als wir in großer Zahl bei einander waren, als das Gefühl des Zusammenhangs noch existierte. Einsamkeit als Gruppenerlebnis? Ein Spruch, der

heute, ein Vierteljahrhundert später, viel eher zutraf, angesichts eines werweißwie zusammengewürfelten, kontakt-scheu-coolen Publikums, allesamt Virtuosen der Distanz. Eine einstmals vitale Tätigkeit war Ritual geworden und ich – ich gab den Tresenleser, den scheinbar Unterforderten, den unbekanntem Märtyrer des Müßiggangs. Einer, der sich in unveränderter Manier ins Caféhaus setzte, sich voll bewußt der schläfrigen Ekstase überlassen konnte, die erstbesten Eindrücke aufnahm und wiedergab, ohne Berechnung oder Träumerei, einer, der sich wie ein Dressman in Wechseljahren ins Lokal stellte und das bißchen Adrenalin abbaute, das ihm seine anscheinend gleichförmig verlaufenden Tage bescher-ten. Ein alt gewordenes, vielleicht schicksalhaftes Hobby, das nur mit Verachtung überwunden werden konnte, einer Verachtung, die in meinem fast in den Falten verschwundenden Gesicht jederzeit erkennbar war.

Aber demnächst kommt hier ein Defibrillator rein, ganz dezent gehängt, gleich hinterm Zigarettenautomaten, hatte ich gesagt – das wär dann das erste Lokal mit so 'nem Ding, hallo Leute, kommt ins Café Herzanfall, wir sind auf alles vorbereitet, und bei uns seid ihr sicherer als zu Haus.

Häuften sich solche schnoddrigen Äußerungen meinerseits, verlor unser Gespräch an Fahrt und Charme. Leiser konnte sich aufs unangenehmste abwenden, indem er mit starrem Gesicht überlang schwieg und aus dem Fenster schaute – ein Moment, den ich fürchtete, denn schon im nächsten Augenblick würde er mit ersten raffenden Griffen nach dem auf der Sitzbank liegenden Mantel das Ende des Treffens anstreben, sein Mißfallen unwiderruflich, die Freundschaft für unbestimmte Zeit annulliert sein. Seine Aufmerksamkeit, vermutlich auch seine Sympathie blieben zumindest in unserer Kon-

stellation nur erhalten, wenn klare Erlebnisse durch ebenso klare Schilderungen wiedergegeben wurden, möglichst lebhaft, mit möglichst überraschendem Perspektivwechsel, samt wirklichkeitsgetreu nachgesprochenen, durch Betonung charakterisierenden Zitaten beteiligter Personen. Das heißt, Leiser wollte jemanden voller Freude mit Empathie, Detail und Farbe lebensecht und glaubhaft erzählen hören, oder gar nichts hören. Im Grunde wollte er druckreife Literatur hören, um seine Sphäre nicht verlassen zu müssen.

In dem Sinne hatte ich noch einmal versucht, ihm einige der hier dauerhaft übriggebliebenen zu beschreiben; darunter vier – naturgemäß schwer zu beschreibende – Philosophen, drei davon mit BAT Soundso nicht schlecht bezahlt. Sie gehörten verschiedenen Schulen an, wobei mir derjenige, der die analytische Philosophie vertrat, ganz liebgeworden war – leider verkehrte nur ein einziger, obendrein unregelmäßig erscheinender Mediziner hier, was die Chancen auf beratende Gespräche über die körperlichen und die geistigen Probleme ungleich verteilte. Dazu ein Hörfunkautor, erklärte ich – also zwei in diesem Haus, ergänzte Leiser, zwei, klar. Wir führen hier viele Professionen doppelt: zwei Fotografen, einer davon Israeli, immer interessant, zwei in Drehbücher hineinmalende Filmfrauen, zwei IT-Männer, nur einmal vorhanden dagegen eine Friseurin, ausgebildet im Salon des berühmten Haartheoretikers Vidal Sassoon, heute freischneidende, ambulante Frisurenkünstlerin, die unseren Tresenköpfen zweimonatlich den allerfeinsten Bauhaus-Haarschnitt verpaßt ... eine schlanke Mittzwanzigerin, empfindungsreich und wißbegierig, nicht so proper wie ihre Kolleginnen in den zahllosen Läden der nur einen Block entfernten »Straße der Friseure«, doch mit allem Nötigen ausgerüstet, Männerkämme, Frauenkämme und der aktuellen Sechshundert-Euro-Schere von Matsusaki.

Zumeist gegen Ende unseres Gesprächs tauchten weitere Stammgäste auf. Manche wechselten wie in einem englischen Herrenclub stehend ein paar Worte zur Begrüßung, um dann – eine Lücke von vorzugsweise einem bis zwei freien Tischen zwischen sich lassend – mit all ihrer Intelligenz niederzusinken auf ihren Platz. In eine Abgeschlossenheit also, von der kein anderer abschätzen konnte, wieweit sie erwünscht, als Disposition gegeben oder sonstwie unabänderlich sein mochte.

Die zwei schwächtigen Männer in ihren Vierzigern, die fast gleichzeitig gegen neunzehn Uhr kamen, kannte auch nach jahrelanger Anhänglichkeit hier kaum jemand mit Namen. Den drahtigeren der beiden hatte ich den Samurai getauft, weil er nicht nur voluminöse, in den dreißiger Jahren ins Deutsche übersetzte Bücher über japanische Kriegsstrategien im frühen Mittelalter las, sondern einmal auch eine anscheinend aktuelle Monatszeitschrift eben dieses Titels mit dem dazugehörigen Schwertkämpfer auf dem Cover – in schwungvoller Aktion festgehalten, versteht sich. Wobei ich später gar nicht mehr sicher war, ob es die Zeitschrift »Der Samurai« wirklich gab, oder ob ich einen zwar ähnlich lautenden, doch nicht zweifelsfrei lesbaren Titel eines Magazins in seiner Hand willkürlich ergänzt hatte. Mit durchweg unbewegter, trister Miene schaute er ins meist mäßig besetzte Lokal, wie auf der Suche nach der richtigen Frau zum Doppel-Harakiri. Im smalltalk zwischen den Kellnerinnen und mir blieb ihm der kriegerische Name ohne sein Wissen erhalten, anscheinend ein passender nom de guerre.

Der Mann besitzt einen gutlaufenden Laden für Kinderspielzeug, hatte ich erklärt, der muß jeden Tag seinen ganzen Charme aufbieten, um junge Ehefrauen und alleinerziehenden

de Mütter zum Kauf von irgendwelchem Zeug zu bewegen, pädagogisch natürlich auf dem neuesten Stand, alle Produkte ökologisch astrein undsoweiter ...

Da muß er sich aber wirklich anstrengen, sagte Leiser, nachdem der Samurai an uns vorbei zur Toilette gegangen war – mit sowohl für Spielzeugläden als auch Cafés zu festem Schritt und geradezu totenmaskenhaftem Gesichtsausdruck.

Und der da, hatte ich geflüstert, der dort am Ecktisch vorm Fenster – was würdest du diesem Übriggebliebenen zutrauen?

Diesen Menschen wollte ich ihm unbedingt näherbringen – er saß allabendlich über Zeitungen gebeugt, vor sich aufgereiht zwei, bald drei oder vier halbvolle Gläser, weil er seinen Weißwein stets nur zur Hälfte austrank, um ziemlich flott den nächsten zu bestellen, so daß die Reihe nicht gänzlich geleert und deswegen auch nicht abgeräumter Gläser anwuchs. Ein in schlichte Wolljacken oder Pullover gekleideter, präsenzarmer Mann, der versuchte, mit dieser verschwenderischen, doch beruhigenden Trinksitte seinen Alkoholismus vor sich selbst und anderen zu kaschieren. Womöglich hatte irgend jemand ihm gesagt, Mensch Junge, trink die Hälfte und alles wird gut. Na ja, Marotten, Zierleisten der Persönlichkeit ... und seine Schrulle ließ beim interessierten Beobachter zig Deutungen zu. Sie ginge auch als Zerstreutheit durch, als Hang zum Leben aus dem Vollen, aus dem wunderbarerweise immer wieder Vollen – sie könnte der Verhaltensrest eines einstigen Sturztrinkers sein, der heute nur noch schnell bestellt, aber nicht mehr ganz so schnell trinkt. Ebenso könnte sie eine gewisse Großzügigkeit offenbaren, oder auch das Gegenteil, die Existenzängste eines gequälten Meisters der Selbstisolation, der hier blicklos, wortlos und reaktionslos gegenüber der Umgebung seine Stunden ver-

brachte, die Prime Time, wie sich in seinem Fall sagen ließe. Er arbeitete für einen der großen privaten Fernsehkonzerne – in wichtiger Funktion, als Formatentwickler nämlich, wie ihm einmal mein Lieblingstresennachbar und Allesrauskrieger Paul entlockt hatte. Aber welche Formate der Entwickler auch immer entwickelt haben mochte – ertragen konnte er sie offenbar nicht. Sein Aufenthalt hier während der besten Sendezeit bewahrte ihn davor, die von ihm verantworteten Fernsehprogramme im feierabendlichen Heim mitansehen zu müssen.

Na ja, unsere Zerstreungsindustrie, Fernsehkucken ... das wär ja nix anderes als dauernd Tränen in Herzform in die Augen zu kriegen ... so hatte Leiser diese Fler-Personalie sinngemäß kommentiert, da wär's für einen Fernsehmacher das Beste, sich ohne ein Wort über seinen Job in einem halb-leeren Café vollaufen zu lassen, um so über seine ständige, sich jeden Tag erneuernde Schmach hinwegzukommen. Fernsehen wäre ja nach Kant auch nur eine Form der ungeselligen Geselligkeit, sagte ich.

Im nachhinein fiel mir auf, daß meine hochgestochene Bemerkung von Leiser als Verschleierung einer verschämten Neigung zu diesem Medium gedeutet werden konnte. Er interessierte sich nicht dafür, kein Thema, in keiner Hinsicht. Anders bei mir, dem fast zehn unwirkliche Jahre Älteren. Für mich gehörte das Fernsehen zu den Wundern der Kindheit, die vor den eigenen Augen aus dem Nichts aufgestiegen waren und daher niemals ganz verblaßten. Und auch wenn der Mann mit den halbvollen Gläsern diesen Kinderglauben nicht stärkte, sondern eher den unglücklichen Zustand seiner Arbeitswelt offenbarte, durfte er meiner Aufmerksamkeit sicher sein.

Leiser wollte über einen hier real vorhandenen, ansonsten jedoch im internationalen virtuellen Scheiß herumstochern- den Formatfinder nichts wissen. Auch nicht über weitere, noch nicht anwesende Stammgäste wie die zwei Psychotherapeuten und den Finanzchef der Stiftung einer unserer staats- tragenden Parteien, einen sehr angenehmen, offenbar natur- beruhigten Spätleser, der gelegentlich seine buchhalterischen Bilanzausdrucke mitbrachte und sie meterlang über dem Tisch ausfaltete. Leiser schien mittlerweile klar, daß ich nur einmal mehr meine Caféhaushockerei rechtfertigte, dabei mit allerlei interessantgeredeteten Beobachtungen aufwartete, um zu sagen: Also bitte, in diesem Lokal verkehren Gäste, die man auf den ersten Blick erkennt und die doch zu den, wie es so schön heißt, gesellschaftlich relevanten Gruppen und Berufszweigen gehören ...

Und andere Einschätzungen, mein lieber Thomas, würden einfach nicht zutreffen ... tatsächlich leben diese Leute in der notorisch penetrant und paranormal hochgelobten Mitte der Gesellschaft, wahrscheinlich mittiger als du und ich, und die Abweichungen vom ortsüblichen Feierabendverhalten stellen keine grundsätzliche Gefahr für ihren Status dar. Der eine, gut, extremes Beispiel, braucht eben seine elf, zwölf Bie- re, um einer unerklärten Verzweiflung zu entkommen, was er auch schafft, bis er sich um Mitternacht zufrieden und ohne sichtbare Veränderung auf den Weg nach Hause macht – der andere, ein Noch-Ehemann und Vater, hält es abends daheim atmosphärisch nicht aus und wird das Café erst dann verlas- sen, wenn er sicher ist, daß seine Familie bereits in den Betten liegt ... über die genaueren Gründe ihres Kummers läßt sich in der Manier alter, schon immer sinnloser Kneipensoziologie nur spekulieren. Den Mann mit dem sinnentleerten TV-Sen- der im Nacken tröstet wenigstens eine gelegentlich auftau-

chende, modelschöne asiatische Freundin, der Samurai dürfte von Vergleichbarem lediglich träumen – denn laut seinem alt-japanischen Tugendkatalog (Hagakure) würde er, wenn er mit realer weiblicher Unterwäsche auch nur in Berührung kommt, augenblicklich die Macht des Kriegers verlieren.

Soviel fürs erste zu den Übriggebliebenen hier, hatte ich gesagt.

Und du bist wahrscheinlich einer der leitenden Gäste, erwiderte Leiser – gestatten, Doktor Müller-Tralala, Professor der Gastronomie.

Seit er sich vor langen Jahren die Kneipengängerei von einem Tag zum anderen abgewöhnt hatte, fiel Leiser der Aufenthalt in Lokalen mehr als schwer – die schlechte Luft, verstehst du, und diese abgestandene Popmusik, nee. Das war früher mal ganz anders gewesen. In der Straße, in der das Fler lag, hatten wir uns kennengelernt und nahezu jeden Abend mit schlechter Luft und gealterter Popmusik in einem Café namens Mitropa verbracht, gut hundert Meter von hier entfernt – zu Beginn der Achtziger, die Leiser heute, halbwegs ernstgemeint, »die große Zeit« nannte. Wie bei jedem Treffen streiften wir für ein Viertelstündchen die gemeinsame Vergangenheit, amüsierten uns über einige Personen und Persönchen; Gesichter, Orte und Anekdoten kamen noch einmal zur Sprache, und dank Leisers präziser Erinnerung sogar mancher der in sommermatter Caféhausstimmung gefallen Sätze, in seinem Gedächtnis auch nach einem Vierteljahrhundert noch wörtlich abrufbar, von ihren Urhebern sicher längst vergessen.

Als uns seinerzeit eine ihm und mir bekannte Frau im Mitropa zusammenbrachte, hatte er sich allerdings mit längerem Schweigen eingeführt. Schwer zu sagen, was sie und ihn ver-

band, ob sie ihre Probiernacht schon hinter sich hatten – aus Gewohnheit taxierte ich zuallererst den erotischen Gehalt solcher neu auf mich zu kommender Konstellationen. Die Blicke, die Gesten zwischen den beiden, alles blieb diskret, was einen versuchten Versuch höchstens erahnen ließ – womöglich auch wegen des Umstandes, daß ich dieselbe Frau bereits einige Wochen länger als er kannte. Nach unserem dialogisch ausgereiften, meinerseits absichtslosen Kennlernflirt war sie bereits am nächsten Mittag unverabredet an meiner Wohnungstür erschienen, mit über Nacht gerettetem, absichtsvollen Schwung ... so klingelt eine Frau nur einmal – und ich war nicht zu Hause. Ein paar Tage später war die Luft raus und einer Freundschaft stand nichts mehr im Wege. An jenem Abend im Mitropa ermunterte sie Leiser mehrmals ... nun sag ihm doch, was du machst ... Er wollte es nicht sagen – nicht in diesem Café voller hochambitionierter Künstlerkandidaten. Erst als die Verweigerung lächerlich zu werden drohte, erklärte er sich. Er arbeitete damals schon an seiner zusätzlichen Rippe, klar. Nur wie stark und stabilisierend sie werden würde, war in dieser »großen Zeit« noch nicht zu ahnen.

Lange her, hatte ich gesagt, als wir uns an diesem Begriff für eine Weile festredeten, alles lange her.

Und ... was machen die Frauen?

Das fragte Leiser immer dann, wenn das Pflichtprogramm erledigt war und er zum gemütlichen Teil kommen wollte.

Gute Frage, sagte ich, ja ... ja, ich hab da schon was im Auge, eine leicht verunsicherte blonde Mittvierzigerin ... sitzt sehr spät dort drüben am Ecktisch und schreibt in ihr Notizbuch ... das große Mitternachtsheft einer Blondine ...

Klingt gut, aber Blondine ... ist präventiös, als Begriff zu belastet, kann man eigentlich nicht mehr sagen.

Vielleicht nicht sagen, aber denken ... allerdings haben ein paar französische Wissenschaftler mittels Intelligenztests herausgefunden, daß Männer beim Anblick blonder Frauen unbewußt ihre Hirntätigkeit senken ... ein Phänomen, im Fachjargon heißt es »Anpassung an das vermutete Niveau des Gegenübers« ...

Du liest immer noch diesen Zeitungsquatsch, sagte Leiser – sprich die Frau doch einfach an ...

Ja, ja klar – da scheinen jedenfalls Kapazitäten frei zu sein ...

Seit einigen Jahren lebte er mit Freundin am Rande der Stadt, in einem östlichen Vorort, mit viel frischer Luft und abgestandenem Kadermuff ringsum – ein ziemlich abstinentes Leben, bis auf das Glas Sylvestersekt. Eigentlich kein Grund, mir das Caféhaussitzen anzukreiden, bei jedem Rauchwölkchen aufzustöhnen und mir beim zweiten, spätestens dritten Bier angestrengte Blicke zuzuwerfen. Sollte ich ihn etwa daran erinnern, daß er in der »großen Zeit« zur Trinkgruppe Winterfeldtplatz gehört hatte? Mit am Verschwörerstammtisch saß, bis er eines Tages in einen anderen Stadtteil zog und in lebenslängliche Klausur ging? Nein, ich brauchte ihn nicht daran erinnern, daß er von der alten Clique mit einer Menge Erlebnisse versorgt worden war, die er an seinen Schreibtisch mitnehmen durfte. Daß er als junger Dichter undercover mehrere Frauen aus Winterfeldtkneipen hinauskomplimentiert hatte, aus deren Leib und Leben sich Stoff für mindestens zwei seiner Bücher gewinnen ließ. Und daß auch er einem gewissen Drang nach Interessantmacherei nachgab und im Suff ganz gern den starken Mann machte – nicht unbedingt am richtigen Ort, wie in der Rockerkneipe Bei Peter, wo er eines Morgens um sechs ein großes Bier über den blanken Tresen ausgoß, weil er ein kleines bestellt zu haben behauptete. So schnell war er noch nirgendwo rausgeflogen, an

Hals und Kragen gepackt und auf die Straße geschleudert – nach einem freundlichen Hinweis des zurückkehrenden Barmanns folgte ich freiwillig. Draußen saß ein anderer Gast mit blutverschmiertem Gesicht an einen Baum gelehnt und röchelte noch immer – auf den hatte ich dich schon beim Rein-gehen hingewiesen, mein Freund, und dann machst du so’n Zirkus. Gut, war lange her, heute als Mittfünfziger würde er so etwas nicht mehr machen.

Wenn ich heute an diesen längst umgestalteten Orten wie dem Café Mitropa vorüberging, kam mir der Gedanke an »die große Zeit« eher selten. Sich in Lokalen aufzuhalten galt mir dennoch nach wie vor als Alternative zum Familienprogramm. Selbst wenn es immer wieder Cafés gegeben hat, mit denen man – anfangs heftig verliebt – leider bald darauf verheiratet war.

Daß wir uns zwei, auch drei Mal im Jahr trafen, war ein letztes freundschaftliches Ritual. Es würden nie wieder mehr werden als diese zwei, drei Stunden, die wir, stets auf seinen Vorschlag hin, »in deinem Café da« verbrachten, um uns gegenseitig auf den jeweiligen Stand der Dinge zu bringen. Das hieß in erster Linie, viel über meine Probleme zu sprechen, Probleme der Arbeit, des Geldes und der Liebe, so wie eh und je. Über die Frau, mit der er zusammenlebte, sagte er nichts Genaueres, genausowenig übers Geldverdienen oder das meiste, was er darüber hinaus so trieb. Und wie es um seine Arbeit bestellt war, konnte ich den wiederkehrenden Lobeshymnen der überregionalen Zeitungen entnehmen, die zerlesen und unordentlich, aber komplett hier auf der Fensterbank im Café auslagen.



Die große Zeit – Ende der Siebziger, Anfang achtzig in Berlin? Glaubte Leiser das wirklich? Könnte das nicht bereits zehn Jahre früher der Fall gewesen sein? Um achtundsechzig herum war er dreizehn oder vierzehn und noch zu Hause in einer kleinen Stadt ... während von mir anderswo dies und das mitgegründet wurde. Vielleicht hatte er trotzdem recht mit seiner Einschätzung dieser Zeit, »unserer großen Zeit«, wie er sie öfter nannte.

Schon beeindruckend, die ersten Momente in dieser Stadt, der freie, kilometerweit reichende Blick beim Hineinfahren von Norden her ... Ein tatsächlich großer Moment, vom Theodor-Heuß-Platz entlang der Sichtachse die Straßen bis zum Brandenburger Tor geradeaus runterkucken zu können, die historische Großzügigkeit des Ganzen, seine verpflichtende Dimension zu erfassen ... Das hatte jene metropolitane Tiefe, in der das Ende der Straßen im Sommer unscharf am Horizont zu flimmern beginnt und hinter dem Flimmern die Stadt unendlich weitergehen mochte, wie in New York oder Athen und nirgends sonst in Deutschland. Der Blick verhiß Besonderes und ließ mich für mehr als einen Moment in andächtiger Ergriffenheit staunen – ein seltenes Gefühl, und geschichtsvergessen dazu nach Stunden ärgerlicher Transitschleicherei durch die DDR-Landschaft.

Bereits damals wiederholten sich die Dinge. Wieder einmal war ich in eine neue Stadt gezogen, und wieder einmal, vordergründig betrachtet, wegen einer Frau – Katja, die Schö-

ne ... Schönste meines Lebens, die kluge Katja, die bei meinem Anruf an jenem Ankunftstag in ein um Sekunden zu langes, womöglich ungläubiges Schweigen fiel. Sie lebte seit ein paar Monaten hier, weil sie eines morgens in Hamburg die Zulassungsbescheide gleich zweier Unis bekam und in mein verliebt gespanntes Lauern hinein sagte: Berlin, ganz klar Berlin, tut mir leid. Seitdem fanden wir in zwei Städten statt und wollten wieder eine daraus machen. Der Versuch einer Paarwerdung, die immer gleiche Phantasie also, die mich reizte und hierhergelockt hatte – ja, und dann war ich da, oben, am Ende der Heerstraße.

Später am Abend, beim Kneipenbummel mit unserem Wohnungsgeber Dizzi, überquerten wir den Winterfeldtplatz auf dem Weg von der Ruine zum gegenüberliegenden Dschungel, keine hundert Schritte weit – laut Dizzi die Strecke allnächtlicher Bier-Polonaisen zwischen zwei unterschiedlich extremen Lokalen, wobei man sich im einen jeweils kurz vom anderen erholen konnte. In einem spontan entstehenden Trupp wechselten wir von einem Tresen zum nächsten, trotteten hin, trotteten nach ein, zwei Bier mit anderen Begleitern wieder zurück. Auf dem Rückweg ging eine unbekannte Frau an meiner Seite, ein paar Worte fielen, bevor sie unvermittelt ihre Brust aus der Bluse holte und sie vorzeigte ... nur eine ... eine formschöne, füllige Naturbrust – heilige Maria, Jungfrau, Mutter und Herrscherin ... warum tat sie das? Vielleicht hatte ich ihr erzählt, daß dies mein erster Abend als Neu-Berliner war. Während sich die anderen langsam weiterbewegten, drängte die Frau zur Mitte des Platzes, ins Licht der einzigen Laterne, wo sie die Brust mit untergriffiger Hand mir zur besseren Sicht freundlicherweise noch ein wenig entgegenhob – à la bonne heure. Ich schaute auf die rosige Blume im weißen Fleisch, schaute dann zu Katja rüber, schaute

wieder auf die Frau und hielt ihre Entblößung für eine weniger ironisch als eher selbstbewußt stolz gemeinte Geste, mit der sich eventuell, doch nicht zwingend, die Erwartung einer anerkennenden Gegenleistung verknüpfte. Für Augenblicke blieben wir noch unter der Laterne stehen, unbeachtet von den anderen, ausgenommen Dizzi und Katja. Um der Situation eine solide Basis zu geben, erbat ich zeichensprachlich ihre Telefonnummer. Möglich, daß es beim Gestikulieren danach aussah, als hätten meine Hände die Unbekannte an irgendeiner Stelle berührt. Mit Erreichen des ›Dschungels‹ zerstreute sich die Gruppe. Drinnen hatte Dizzi den Teil-Strip kurz kommentiert – so'n oben ohne wär besser als das Biermann-Lied, das unterwegs von meiner Begleitung gesungen wurde. Und Katja sagte, gute Idee, daß du dich bei der Frau noch mal telefonisch bedanken willst – aber heut Nacht küß ich dich nicht mehr.

Warum überhaupt Berlin? Eine Stadt, die mich bei früheren Besuchen so gut wie gar nicht gereizt hatte. Aus welchem Grund ausgerechnet dorthin? Auf der Flucht nach uneingestandenem Niederlagen? Im Zuge meines Rumtreibersyndroms, aus Instinkt, gar Herdeninstinkt, oder aus Neugier? Aus einer Laune heraus, behauptete ich noch Jahrzehnte später, eine befristete Sache, eine Auszeit. Schließlich kam ich nicht aus einer badischen Kleinstadt, sondern aus dem aufregenden Hamburg hierher, ich ... gerade über Dreißig, blond, leicht blasiert ... eine Art Hippie-Businessman, der einen kleinen Haufen Geld gemacht hatte und wegen der dabei entstandenen Abscheu gegenüber der lieblosen Geschäftemachelei sowie des schlechten Mittäter-Gewissens auf der Suche nach etwas anderem war. Ein psychischer Kraftakt, nach sieben, fast acht Jahren Hamburg mit der Erkenntnis zu verlassen, einfach keine Wurzeln schlagen zu können, eine große

Liebe und damit auch die Lieblingsstadt für immer verspielt zu haben ...

Die bisherigen vier, fünf Stationen im Land waren eine Nummer kleiner gewesen ... das Dorf meiner Kindheit sowieso, dazu Goslar, klar, auch Hannover und Düsseldorf ... Wobei ich weniger dieser Städte wegen dort gelebt hatte als vielmehr aufgrund sich bietender Kontingenzen, bestimmter Konstellationen und innerer Zustände – für ein paar Jahre, plus oder minus, bleiben oder gehen, gehen oder bleiben bis zum nächsten Ortswechsel und dem Versuch, wieder woanders Fuß zu fassen.

Die Stadt, diese Halbstadt, war für mich einfach nur neu und fremd. Noch Monate nach dem Umzug setzte ich mich bei jeder Rückkehr kurz hinter der Grenze in eine zwischen hohen Neubauten überdauernde Nachkriegsbarackenkneipe namens Jäger-Klause. Ich brauchte – wie ein reisender Handelsvertreter vor seinem Termin – ein paar Minuten der Besinnung vor dem Eintritt. Danach wußte ich wieder, daß die Pracht West-Berlins nur rudimentär vorhanden und in Teilen schwer lädiert, wenn nicht gar verschüttet war. Die Tristesse der milchkaffeebraunen Altbauten, der angeschossenen Brandmauern fiel stärker als anderes ins Auge – in Waschbetonkübeln vertrockneten Krokusse, wie gepflanzt für Künstlerfotos in Schwarzweiß. Nicht die trotzig hochgezogenen Vorzeigeecken, sondern die erstarrte Historie, die Verfallenheit war attraktiv und bildete den atmosphärischen Lockstoff für die unterschiedlichsten, meist aus der Provinz stammenden Nachbarlingeher. Einladend auch, daß es im Westteil keine strikt hierarchisierte Gesellschaft mehr zu geben schien, weil sich das geschäftswillige Bürgertum spätestens seit dem Mauerbau verdünnt hatte und Platz machte – für Studenten, Künstlerkandidaten, Lebenshungrige und auch für mich.

Der Umzug nach Berlin – eine irrationale Entscheidung also? In der Hoffnung auf bessere Ausbildung, den größeren Spielraum, ein erotisches Ba(r)bylon? Mit dem Vorsatz, sich hier ein Stück interessante Biographie abzuholen? Die ältlichen Polit-Parolen wie die vom »Schaufenster-des-Westens« oder der militärsprachliche Regierungslogan vom »Vorposten der Freiheit« verfangen beim Wechsel in die amputierte Stadt nicht mehr so recht – paradoxerweise sollten diese Sprüche nach einer allmählichen Verschiebung der Perspektive dennoch an Wahrheitsgehalt gewinnen. Mitte der Siebziger waren – anders als bei den vorherigen Zuzugswellen – die ersten Befreiungskämpfe gelungen, die Motive zum strikten 68er-Kaderdenken/Einsatz nicht mehr gegeben. Die Nachberlingeher unterschieden sich jedoch weiterhin deutlich von denen, die es nach München oder Hamburg zog – nach Berlin gehen hieß, den Königsweg der Unangepaßten zu nehmen ... und dem westlichen Hinterland, den Eltern, dem Barras entkommen. Das in ihrer früheren Heimat stark verbreitete, enthemmte Konsumdenken hatten die Nachberlingeher durchschaut, als neuestes Produkt stellten sie zunächst die Konsumverweigerung ins Schaufenster-des-Westens ... zur Verdeutlichung legte sich auch mal ein Aktionskünstler in die Auslage und kuckte mit sanft verführerischem Augenaufschlag auf die Stadtbummler draußen. Anders zu leben als der Rest der Republik, darum ging's, kritischer in der Haltung, erfinderischer in der Gestaltung des individuellen Daseins, und das im ewig jugendlichen Gefühl von Vergnügen – auch für Erwachsene. Die auf dem »Vorposten der Freiheit« waren so frei, die Einseitigkeit dieses Schlagworts zu erkennen. Nicht nur Philosophiestudenten wußten, daß es sich genausogut auch um den Vorposten der Unfreiheit handelte – schließlich war der existentielle Grundwiderspruch frei/unfrei als sichtbare Realität in die Stadt hineingemauert.

Und ich? Welche Gründe – außer der Verliebtheit – bewogen mich, hierherzuziehen? Ohne Studienplatz, ohne die Ersparnis des lang zuvor bereits geleisteten Wehrdienstes? Das damalige »Ich« war natürlich nicht dasselbe, das dreißig Jahre später über die Motive früherer Entscheidungen nachdenkt. Das damalige »Ich« wußte wahrscheinlich einfach nicht weiter und glaubte in eine andere Stadt gehen zu müssen, um ein Anderer, möglichst ein besserer Anderer zu werden. Es dachte, Berlin entspreche seinem gespaltenen Bewußtsein und sei daher der richtige Ort für ein noch vages Selbstverbesserungsprogramm. Dieses »Ich« wollte sich von seiner subkulturellen Vergangenheit lösen und zog schizzoiderweise dahin, wo das von überall hergeströmte subkulturelle Establishment lebte. Kein Fehler, hatte Dizzi dazu gesagt – kehre heim in die Fremde, geh in die Leere, und du wirst empfangen. Mit welchen Vorsätzen andere Neu-Berliner ihren Findungsprozeß angingen – zielbewußt, opportunistisch, womöglich karrieregeil –, ließ sich beim ersten Rundumblick nicht erkennen, das brauchte zwei, drei Jahre oder mehr.

Mit Leiser und mir war's schnell gegangen – seit dem Kennenlernen suchten und trafen wir uns fast täglich. Dabei mißfielen ihm meine ausschweifenden Erklärungen, die verkappten Versuche, an unserem Caféhaustisch das Wort zu führen – Westentaschensoziologie nannte er das. Überhaupt redete ich ihm zuviel. Seine Knie hätten unterm Tisch gezittert, gestand er einmal, weil er zu häufig nicht drangekommen sei. Fand ich kokett, er war ja nicht schwach, schon gar nicht, wenn er mit drei Wein intus ein halbes Dutzend Mülltonnen auf offener Straße erledigte. Zweimal in der Woche gingen wir zusammen aus, und zwar bis in den Morgen, bis zum ›Schrei der Katze‹, der letzten Station, oder der ›Dominana-Bar‹, der allerletzten, schon in Nähe unserer Wohnungen.

Wer würde nicht neugierig sein auf das, was im Zustand erlebnishungriger Mattigkeit noch passieren könnte ...

Doch es waren nicht die Kneipengängerei, die Beobachtungslust und die Kommentierfreude allein, die uns verbanden – jeder wußte vom anderen, daß er schreiben wollte, Gedichte im Falle Leisers, in meinem fürs Radio. Seiner Meinung nach der falsche Weg, die bezahlte, mithin konforme Rundfunkarbeit werde meinen Stil zerstören, ihn gar nicht erst entstehen lassen ... Immerhin bringe das Geld, hatte ich erwidert ... eine meiner schmutzigen Angewohnheiten, für jede geleistete Tätigkeit auch Bares zu erwarten – diese kurzsichtige Rechnung sollte ein Mann mit Ambitionen besser nicht aufstellen. Leiser hielt eine Bezahlung dichterischer Leistungen für abwegig. Wer wolle denn – und wie überhaupt – die Tarife dafür festlegen, hatte er erklärt, da sei sein Job als Nachtportier im Alsterhof die klarere Lösung. Durch sein Sträuben, Geschriebenes als Handelsware, die Verwandlung eines druckreifen Gedichts in Papiergeld zu akzeptieren, wuchsen ihm seinerzeit die mentalen, inneren Kräfte zu, mit denen ein frei vom ökonomischen Kalkül arbeitender Autor sprachliche Sicherheit und literarische Stärke erlangen konnte – eine Erkenntnis, die mir erst sehr viel später kam.

Eine trübe Tasse, dein wortkarger neuer Freund Thomas, hatte Katja kurz und trocken geurteilt.

Manchmal wirkt er etwas verlegen, hatte ich ihn verteidigt, Leute bürgerlicher Herkunft verunsichern ihn, er rechnet mit Ablehnung, erst recht bei schönen Frauen ...

Dann sollte er zu den weniger schönen gehn – die sind empfänglicher, ergiebiger und dankbarer für die geschenkte Aufmerksamkeit.

Er sagt in Gesellschaft nicht viel, kann sich dafür aber die

Situationen genau einprägen, er legt einen mimetischen Vorrat an, ein Depot für alle Fälle ...

... ein großer Schweiger, der sich bisher noch jedem Gespräch entzog ...

... aber doch nur um die Dialoge der anderen wie ein Schwamm einzusaugen und sie bei Bedarf in sein vorgeahntes Werk einzubauen ... um einen ganz bestimmten Satz Jahrzehnte danach in einem Roman zu verwenden ... einen treffenden Satz, von dessen literarischem Potential sein Urheber nichts ahnt, den er selbst dann nicht wiedererkennen würde, sollte er ihn eines Tages in einem Buch lesen.

Der Mann, in dessen Wohnung wir anfangs lebten, hatte bereits ein Buch geschrieben – ein Kunsthistoriker, Professor Reiner, der in seiner Theorie aus dem Zeitgeist heraus Andy Warhol zum großen Marxisten erklärte, was ihm den sofortigen Ruf an die Harvard-Universität und einen Stehplatz im Foyer der New Yorker Factory einbrachte. Sein USA-Aufenthalt sollte noch ein paar Monate dauern. Gerüchtweise hatte Dizzi mit dem Professor und dessen Gattin eine Ehe zu dritt geführt – die nun geschickten Polaroids suggerierten eine andere, enge Beziehung der beiden, er rechts auf dem Foto, sie links, in der Mitte immer der Dritte, der weißhaarige Marxist Andy. Dizzi erteilte mir eine erste begrenzte Berliner Kunstlektion, derzufolge sich Maler in Schöneberg und Charlottenburg betranken, nachmittags ihre angefangenen Bilder ankuckten und sich am liebsten sofort in die USA beamen wollten. Maler wie er, ein Mittdreißiger mit schon etwas weichgezeichnetem Alain-Delon-Appeal, der Bauern, Drachen, Generäle, Pfauen, Bauhaushäuserfronten und Schlingpflanzen aus Atlanten, Lexika und Biologiebüchern abpauste, so daß ein nur durch seine Phantasie begründetes Stillleben auf der Leinwand heranwuchs. Nach einem Monat

Arbeit verkaufte er das postsurreale Rätselbild an potente Nachbarn im Haus. Mir gefielen seine schwarzweißen Federzeichnungen besser. Ein banjospielender Fuchs mit kleinem Propeller auf dem Kopf, betitelt »Was hab ich heute wieder für'n Tatter«, oder, auch als Postkarte, »Kalter Kaffee«, eine ländlich gehaltene Szenerie, in der eine angedeutet männliche Kaffeekanne im schwungvollen Tanz auf grüner Weide eine angedeutet weibliche Tasse mit schwarzem Strahl füllt, also Fred Astaire und Ginger Rogers auf den schleswig-holsteinischen Koppeln – ganz schön bunt, aber auf dem Markt 78/79 nicht konkurrenzfähig. Dennoch nahm Dizzi Anlauf für den Sprung über den Atlantik.

Was für eine sorglose, leichte Zeit – diese vier, fünf Monate ohne eigene Wohnung. Katja stakste auf Stöckelschuhn, ständig Brian-Ferry-Songs mitträllernd, durchs komfortable Professorenheim, von der schweren wilhelminischen Küche durch den langen Flur bis in ihr, also vorübergehend unser, Zimmer. Auf dem Parkettboden lagen Flokatis, darauf die von ihr verstreuten Sachen, Klamotten, einzelne Bücher, Tüten, Zeitungen, Zeitungsartikel, Decken, Taschen, Fotos, Flugblätter und Kopien von Brinkmann-Referaten, von Frank-O'Hara-Referaten, stellenweise in mehreren Schichten, alles in Griffnähe wie Spielsachen für ein intelligentes Kind, das auf Knien stundenlang kramend herumrutschte. In dieser simulierten Verwahrlosung fühlte Katja sich zu Hause; die Gefahr eines *horror vacui* sollte dort erst gar nicht aufkommen. Mit wenig Schlaf und viel Programm fuhr sie nachmittags zum Studieren nach Dahlem, während ich die Zeit zum Flippern oder Zeitunglesen nutzte – im Café Wintergarten oder in der Paris Bar, einem atmosphärisch aus der Zeit gefallenem, kaum besuchten Charlottenburger Lokal, in dem einer der bekannten, vorübergehend arbeitsunlustig gewordenen

RAF-Anwälte stundenlang Schach spielte. Noch im ersten Berliner Quartal landete ich während einer Party mit seiner, wie mir später erklärt wurde, aktuellen Geliebten im Bett, wo wir etwas geschwächt einnickten, um bald darauf von Flammen geweckt hochzuschrecken – sie hatte in letzter Minute um unser Lager herum Dutzende Teelichter aufgestellt ... Mit angesengten Haaren sprang ich auf, das brennende Kopfkissen in der Hand.

Katja bewunderte die Gelassenheit, mit der ich durch die Tage stromerte. Spät abends und nachts taten wir das gemeinsam – und noch enthielten die Nächte alles. Zum Auftakt Kino oder Restaurant, danach die karnevaleske Kneipenszenerie. Hier versuchten Frauen und Männer in aller Öffentlichkeit, so weit wie möglich in die Intimsphäre des anderen vorzudringen – das Programm hieß Eros für alle, niemand mußte sich anstrengen, niemand etwas Besonderes sein, außer besonders geistesgegenwärtig. Nach etlichen Unterhaltungen zu Hause angekommen, schmökerten wir erstmal 'ne Runde. Ein nächtlich aufgedrehtes Paar, das sich zusammen voranlesen wollte, brauchte einen Literatur-Cocktail, der das Hinausschieben der Lust zum Vergnügen machte, den Übergang vom Rezipieren zum Agieren subtil begünstigte – als zusätzlicher Botenstoff, versteht sich. In Frage kamen nur Stories von Donald Barthelme, Queneau oder Jürgen Becker, mit Büchern wie »Ränder«, »Felder« und »Umgebungen« legten wir uns morgens um fünf hin und lachten bis kurz vorm Schlaf.

In den ersten hundert Tagen in der Stadt lernte ich mehr als hundert Menschen kennen – so leicht wie noch nirgendwo, etwa ein Dutzend sogar mit vollem Namen. Anfangs waren Katjas Kommilitonen vorbeigekommen, auch der von uns sofort geschätzte, schlagfertige Germanistikstudent Det-